

Leseprobe

Victor Dixen

Vampyria - Der Hof der Finsternis

Roman - Vampire in Versailles: Der Auftakt der großen romantischen Fantasy-Saga

»Band eins gehört zu den absoluten Must-reads dieses Jahres. Was man hier in die Hände kriegt, ist Unterhaltung der genialsten, fast schon sensationellsten Sorte.« *Literaturmarkt.info*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 528

Erscheinungstermin: 21. Juni 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

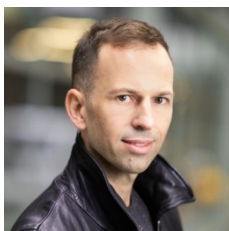
- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Traust du dich, mich zu lieben? Der Auftakt der großen Vampir-Saga »Vampyria« aus Frankreich.

Jeanne Froidelac wird sterben. Denn sie befindet sich gegen ihren Willen in der Kutsche eines in sie verliebten adeligen Vampirs auf dem Weg nach Versailles. Am Hof der Finsternis herrscht nämlich seit 300 Jahren Ludwig der Unwandelbare als König der Vampire. Während die Adligen nichts mehr begehren, als durch die Gunst des einstigen Sonnenkönigs unsterblich zu werden, müssen einfache Menschen wie Jeanne ihr Blut als Steuer abgeben. Doch zum Glück wird sie für eine Adelige gehalten, die nach ihrer Ausbildung in eine Vampirin verwandelt werden soll, falls sie die gefährlichen Prüfungen besteht. Doch Jeanne hat andere Pläne: Sie wird dem König nicht dienen, sondern ihn stürzen! Denn sie kennt nur ein Ziel: Rache.

Lass dich von Victor Dixen in seine opulente Vampyria-Welt entführen:1. Der Hof der Finsternis2. Der Hof der Wunder3. Der Hof der Stürme



Autor

Victor Dixen

Victor Dixen, zweimaliger Gewinner des »Grand Prix de l'Imaginaire«, wurde als Sohn einer französischen Mutter und eines dänischen Vaters geboren. Er hat in Paris, Dublin und Singapur gelebt und wohnt aktuell in New York. Nachts schläft er eher wenig

Victor Dixen
Vampyria
Der Hof der Finsternis

Buch

Vor drei Jahrhunderten hat Ludwig der Unwandelbare als Vampir eine Aristokratie des Schreckens in Europa errichtet. Während die Adeligen nichts mehr begehren, als durch die Gunst des einstigen Sonnenkönigs ebenfalls unsterblich zu werden, müssen die einfachen Menschen jeden Monat ihr eigenes Blut als Steuer abgeben. Die junge Sterbliche Jeanne versclägt es unerwartet nach Versailles an den Hof der Finsternis. Sie wird für eine Adelige gehalten, die nach ihrer Ausbildung in eine Vampirin verwandelt werden soll, falls sie die gefährlichen Prüfungen besteht. Doch Jeanne hat gänzlich andere Pläne: Sie wird dem König nicht dienen, sondern ihn stürzen! Denn sie kennt nur ein Ziel: Rache.

Autor

Victor Dixen, zweimaliger Gewinner des »Grand Prix de l'Imaginaire«, wurde als Sohn einer französischen Mutter und eines dänischen Vaters geboren. Er hat in Paris, Dublin und Singapur gelebt und wohnt aktuell in New York. Nachts schläft er eher wenig und widmet sich in den dunklen Stunden der Erschaffung phantastischer Welten.

Die Vampyria-Saga von Victor Dixen:

1. Der Hof der Finsternis
2. Der Hof der Wunder
3. Der Hof der

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag und www.facebook.com/blanvalet.

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Vampyria i. La Cour des Ténèbres« bei Robert Laffont, Paris.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir
uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2023

Copyright der Originalausgabe © 2020 by
Éditions Robert Laffont, Paris.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023
by Blanvalet in der Penguin Random House

Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Carina Heer

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de nach einer Originalvorlage
von © Éditions Robert Laffont, S.A.S., Paris, 2020

Umschlagdesign: © Nekro (@Nekroxiii)

Coverschriftzug: © Tarwane (@Tarwane)

Illustrationen Innenteil: © Misty Beee (@misty.beee)

Medaillons Gestaltung: © Loles Romero (@Lolesillustration)

BL · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6347-0

www.blanvalet.de

Für E.
Für meine Eltern.
Für meine Schwester Lisa.

*Solange wir leben,
können wir alles, was wir wollen.
Nach unserem Tod
können wir weniger als ein Privatmann.*

Ausspruch des Sonnenkönigs am Ende seines Lebens

*Endlich ist Ludwig, der Große, tot!
Die Parze hat sein Schicksal beschlossen.
Oh Widerspenstiger, oh lo la la,
sie hat seinen Lebensfaden durchtrennt.
Ganz Europa ist außer sich vor Freude!*

Populäres Lied anlässlich des Todes des Sonnenkönigs und vor seiner
Verwandlung in den König der Finsternis am 31. Oktober 1715

1

BESUCH

Im Namen des Königs, sofort aufmachen!«, befiehlt eine dröhnende Stimme.

Meine Eltern wechseln über den Tisch hinweg einen panischen Blick. Gerade haben wir uns alle fünf zum Abendessen hingesetzt. Mein ältester Bruder Valère erstarrt. Der Jüngste, Bastien, lässt seinen Löffel zu Boden fallen. Ich, die jüngste Tochter, hebe ihn wieder auf – denn ich bin immer diejenige, die hinter Bastien herräumt.

»Wer kann das denn sein, sonntags, um diese Uhrzeit?«, fragt meine Mutter.

Sie schaut auf die alte Wanduhr. Es ist kurz nach sieben. Daneben hängt der Kalender und zeigt das heutige Datum. Es ist der 31. August im 299. Jahr der Finsternis.

Statt einer Antwort hämmert eine Faust gegen die Eingangstür, sodass die Fasanenbouillon erzittert, die in unseren Tellern dampft. Mein Herz pocht mit einem Mal viel heftiger. »Im Namen des Königs«, hat der abendliche Besucher gerufen. Genauso gut hätte er sagen können: »Im Namen des Teufels selbst!«

Ich werfe einen flehenden Blick auf den gerahmten Stich

von Ludwig, dem Unwandelbaren, der wie in jedem französischen Haushalt auch über unserem Kamin prangt. Die langen Locken des Souveräns haben schon seit einiger Zeit ihre braune Farbe verloren – oder vielmehr ist das Papier im Lauf der Jahre verblasst, denn der Stich ist lang vor meiner Geburt gedruckt worden. Das Gesicht auf dem Bild ist hinter einer glatten goldenen Maske verborgen, alters- und ausdruckslos, aus deren Mitte zwei schwarze Augen hervorstechen, die streng jeden einzelnen Bürger des Landes überwachen. Die metallenen Lippen sind geschlossen, wirken rätselhaft und noch schauriger, als wenn sie die spitzen Eckzähne entblößen würden, die darunter verborgen liegen.

Ich unterdrücke ein Frösteln, laufe zum Esszimmerfenster und versuche einen Blick auf das zu erhaschen, was draußen vor sich geht. Durch die dicken Butzenscheiben sehe ich die in ein gleißend goldenes Licht getauchte Hauptstraße von Butte-aux-Rats: Der Sommer neigt sich dem Ende zu, und die Tage auf den Hochebenen der Auvergne sind noch lang, die Sonne geht erst nach acht Uhr unter ... Um diese Zeit erheben sich die Vampire erst sehr spät. Es ist die glücklichste Zeit des Jahres, die wenigen Wochen, in denen es gerade schön genug ist, um ohne Mantel vor die Tür zu gehen. Um diese Jahreszeit vergisst die Dorfbevölkerung beinahe die Ordnung der Sterblichen, die seit mehreren Generationen auf Magna Vampyria lastet, einem großen Staatenbund bestehend aus dem Königreich Frankreich und zahlreichen Vizekönigreichen.

»Jeanne, weg vom Fenster!«, ermahnt mich meine Mutter.
»Bring dich nicht unnötig in Gefahr.«

Nervös streicht sie sich eine Strähne ihres langen braunen Haares hinters Ohr. Meine eigenen schulterlangen Haare

sind schon seit meiner Geburt grau. Nur Mama findet diese Anomalie bezaubernd.

»Die Sonnenstrahlen verbrennen mir schon nicht die Haut, ich bin ja keine Blutsaugerin«, sage ich mit einem Schulterzucken.

»Benutz nicht solche Ausdrücke!«, schimpft mein Vater und schlägt mit der Faust auf den Tisch.

Er ist stets der Erste, der sich darüber empört, wenn irgendjemand den Vampiren nicht den nötigen Respekt zollt – ganz der brave, regimetreue Bürger, der er immer gewesen ist. Gewissenhaft hat er unter dem königlichen Bildnis getrocknete Chrysanthemen aufgestellt, die Blumen der Untoten. Im nächsten Jahr feiert das ganze Land das Jubiläum des Despoten. Fast drei Jahrhunderte sind seit seiner Transmutation im Jahr 1715 der alten Zeitrechnung vergangen, seit der Nacht, in der er eigentlich an Altersschwäche hätte sterben sollen, Schlusspunkt einer sich schier unendlich hinziehenden Regentschaft, geprägt von Krieg und Hunger. Doch statt sich für immer zur Ruhe zu begeben, hat der Sonnenkönig ein furchtbares medizinisches Geheimritual an sich vollzogen, das ihm zwar Unsterblichkeit geschenkt, sein Gesicht allerdings auch für immer entstellt hat. Ludwig XIV. ist zu Ludwig, dem Unwandelbaren, dem König der Finsternis geworden, zum ersten Vampir der Geschichte. Rasch haben ihm sämtliche Monarchen des Kontinents Gefolgschaft geschworen, um sich dann selbst der Verwandlung in Unsterbliche zu unterziehen. Europa wird unter einem eisernen Joch zu Boden gedrückt, und auch das Klima selbst ist erstarrt: Eine Eiszeit hat sich über sämtliche Länder gesenkt. Das Zeitalter der Finsternis.

»Sofort aufmachen, oder wir brechen die Tür auf!«, brüllt die Stimme draußen inzwischen.

Die Faust fängt wieder an, gegen die Tür der Apotheke zu trommeln, die sich an unsere Wohnung anschließt und deren Eingang auf den Dorfplatz hinausgeht.

Nun erheben sich meine Brüder. Valère eilt zum Büfett und holt daraus das lange Messer hervor, mit dem Papa den Fasan zerteilt hat, den ich an diesem Morgen im Wald gewildert habe. Bastien begnügt sich damit, aufgeregt um sich zu blicken. Tibert, der alte Hauskater, rappelt sich von seinem Platz am Teller mit den Fleischresten hoch und verzieht sich dann in eine Ecke. Ich selbst suche instinktiv einen festen Stand, die Schenkel spannen sich unter meiner schafslernen Hose an. Vielleicht bin ich klein für meine siebzehn Jahre, aber mein Körper ist geschmeidig und durch das viele Laufen gut trainiert.

»Das sind die Methoden der Geheimpolizei«, murmelt Valère und blinzelt hinter den Gläsern seiner Brille, die ihn alt macht – er ist schon immer das nervöseste Familienmitglied gewesen.

»Beruhige dich, Valère«, weist Mama ihn in einem zugleich sanften und strengen Tonfall an. »Und leg das Messer weg. Uns passiert schon nichts.«

Er leistet ihrer Aufforderung Folge. Unserer Mutter fügen sich meine großen Brüder ohne Widerrede. Im Geschäft verwaltet sie das Geld, und zu Hause ist sie diejenige, die stets das letzte Wort hat.

»Mama hat recht, uns passiert schon nichts«, pflichte ich ihr bei. »Schon allein, weil hier nie etwas passiert – oder, Bastien?«

Trotz des scherzhaften Tons, den ich anschlage, um mei-

nem Lieblingsbruder ein Lächeln abzurufen, spüre ich eine düstere Unruhe. Und dennoch: Wer könnte schon etwas gegen die Froidelacs haben, das ehrbare Apothekerehepaar in einem Dorf im hintersten Winkel einer der abgelegenen Provinzen Frankreichs, zwanzig Meilen von Clermont, der nächsten Stadt, entfernt? Meine Eltern haben immer ihre Steuern gezahlt, in Blut genauso wie in Gold. Zwölfmal im Jahr hilft mein Vater sogar Doktor Bonifatius beim Aderlass an allen Dorfbewohnern. Er selbst, seine Frau und wir Kinder sind dabei immer die Ersten in der Reihe. Gemäß der Ordnung der Sterblichen ist es für ihn als Apotheker nicht nur seine Aufgabe, den Leuten Medizin zur Verfügung zu stellen, er hat auch die Pflicht, ihnen den kostbaren Lebenssaft abzupfen. So funktioniert der Zehnt, der von der hämatischen Fakultät erhoben wird – das kommt von *haima*, dem griechischen Wort für Blut. Dieser religiöse Orden wurde von den Priesterärzten gegründet, die den König selbst transmutiert haben. Wir Bürger müssen jede und jeder ein Zehntel unseres Blutes opfern, um unsere Herren und Meister zu ernähren. Jeden Monat schickt Doktor Bonifatius zweihundert volle Phiolen an seinen Vorgesetzten, den Archiater von Clermont, so nennt man die Würdenträger, die die einstigen Bischöfe ersetzt haben.

»Wir haben uns doch nichts vorzuwerfen, oder? Davon, dass wir stinklangweilig sind, einmal abgesehen?«, sage ich mit einem neuerlichen Augenzwinkern in Bastiens Richtung, das einzige Familienmitglied, das meinen schwarzen Humor zu schätzen weiß.

Mein Vater nickt mit dem Kopf, wie er es üblicherweise tut, um Kranke zu beruhigen. Aber die Angst zieht tiefe Furchen durch seine Stirn. So habe ich ihn noch nie gesehen –

oder vielmehr habe ich das doch: Es ist genau der gleiche Gesichtsausdruck wie in jener eisigen Dezembernaut vor fünf Jahren. Die Männer des Vogts hatten einen seltsamen Reisenden in einem schneebedeckten Mantel bis zu unserer Apotheke geschleppt. Der arme Kerl hatte die Sperrstunde missachtet, die es allen Mitgliedern des vierten Standes verbietet, sich nach Sonnenuntergang noch auf den Straßen aufzuhalten. Er war einem vorbeiziehenden Vampir zum Opfer gefallen, dessen Namen wir nie erfahren haben. Die Herren der Nacht haben das Recht, sich nach Belieben an denjenigen gütlich zu tun, die nach dem Läuten der Glocken noch das Haus verlassen. Als einzigen Hinweis auf das, was geschehen war, hatte der Jäger zwei bläuliche Wundmale am Hals seiner Beute hinterlassen und diese fast vollständig ausgesaugt. Ich war damals zwölf und sah zum ersten Mal einen Vampirbiss. Seitdem habe ich keinen mehr zu Gesicht bekommen. Hier, im hintersten Winkel der Auvergne, wo es doppelt so viele Schafe wie Menschen und zehnmal so viele Ratten gibt, lassen sich die Herren der Nacht nur selten blicken.

Ich atme tief ein und versuche, meine Gedanken zu ordnen.

In dieser längst vergangenen Winternacht, in der ein steifgefrorener Mann in seinen Armen mit dem Tod rang, hatte auf dem Gesicht meines Vaters die reine Verzweiflung gestanden. Doch was konnte ihn heute, mitten im Sommer, noch dazu bei Tageslicht, in so einen Zustand versetzen?

»Apotheker, hör gut zu: Das ist jetzt meine letzte Aufforderung!«, warnt die wütende Stimme vom Dorfplatz her.

Meine Eltern wechseln einen weiteren alarmierten Blick.

Dann geht mein Vater zur Tür zwischen Esszimmer und Verkaufsraum.

Im Nebenraum sind in den Regalen ordentlich aufgereihete Steingutgefäße zu sehen, die Bastien mit den Namen verschiedener Salben und Tinkturen beschriftet hat. Der Glanz der Abendsonne bringt den hölzernen Tresen zum Leuchten. So oft bin ich in diesem winzigen Geschäft hinter der Kasse stehend beinahe erstickt vor Angst, dass mir mein eigenes Leben durch die Finger rinnt. Richtig wohl fühle ich mich nur in meiner Lederhose, die widerspenstigen Haare unter einem Schäferhut versteckt, wenn ich durch den Wald laufe, Würz- und Heilpflanzen pflücke ... und gelegentlich das Wild ärgere.

Bei diesem Gedanken ergreift mich ein leiser Zweifel: Und wenn die Polizei nun hier ist, um mich wegen des Fasans festzunehmen, den wir gerade verspeisen wollten? Die Jagd ist den Bürgern verboten. Aber bis jetzt hat Vogt Martin angesichts meiner Gesetzesverstöße stets beide Augen zugedrückt, denn meine Eltern liefern ihm freundlicherweise den Salbeete, mit dem er seine Gichtanfälle kuriert.

Ich verrenke mir fast den Hals, um besser sehen zu können, breche das blendende Licht mit meinen Wimpern. Hinter der Glastür, die auf den Dorfplatz hinausführt, kann ich den Umriss des Besuchers erkennen. Es handelt sich nicht um Vogt Martin, diesen kleinen, gutmütigen Mann, der die drei Gendarmen in Butte-aux-Rats befehligt. Der Mensch, der damit droht, die Scheibe mit seiner behandschuhten Hand zu zertrümmern, ist groß und drahtig wie ein wildes Tier. Sein Körper ist von Kopf bis Fuß in ein bodenlanges schwarzes Gewand gehüllt. Um seinen Hals liegt ein großer weißer gefalteter Kragen – das Erkennungszeichen der Fakultät.

»Ein Inquisitor ...«, hauche ich, als ich die eiserne Schnalle

in Form einer Fledermauskralle an seinem kegelförmigen Hut erkenne.

Außer auf Radierungen in Romanen habe ich noch nie einen Inquisitor gesehen. Allerdings weiß ich, dass sie die einzigen Mitglieder der Fakultät sind, die die Fledermauskralle tragen dürfen, bereit, die Feinde der Staatsreligion zu zerquetschen, wo auch immer sie sich verkriechen. Die Anwesenheit eines so hohen Würdenträgers in Butte-aux-Rats ist ungewöhnlich. Üblicherweise wird die Fakultät hier allein von Doktor Bonifatius vertreten, dessen bescheidener Kragen nur aus einer einfachen, flachen Halskrause besteht.

Jetzt bin ich mir sicher: Es muss sich um einen Irrtum handeln. Eine furchtbare Verwechslung, die mein Vater mit wenigen Worten aufklären wird.

»Kinder, geht nach oben«, befiehlt uns Mama.

»Warum denn?«, protestiert Valère.

»Keine Diskussion!«

Wir gehorchen ihr widerwillig. Doch als wir am oberen Ende der Treppe angekommen sind, die zu den Schlafzimmern führt, flüstere ich meinen beiden Brüdern zu: »Bleibt da hinten, wo der Gang am dunkelsten ist – ich schau mal nach, was unten los ist.«

Das ist der Vorteil, die Kleinste in der Familie zu sein: Ich kann mich überall verstecken. Ich kauere mich gegen das Geländer, als ob ich im Wald unter der Krempe meines Huts einer Beute auflauern würde.

Das Schloss der Eingangstür dreht sich klickend.

Lärmende Stiefel knallen auf den Fliesen des Ladenlokals. Der Inquisitor ist ganz offensichtlich nicht allein gekommen.

Von meinem Aussichtspunkt sehe ich ihn ins Esszimmer

stürmen, gefolgt von einem ... von zwei ... von drei Soldaten in dunklen Lederkluffen, hohen Schaftstiefeln und schwer bewaffnet. Sie tragen graue fellgefütterte Stoffmützen, deren lange Spitze ihnen bis auf die Schultern reicht. Entsetzt erkenne ich in ihnen die Kopfbedeckungen der königlichen Dragoner, gnadenlose Kämpfer, die den Auftrag haben, alles auszuradiieren, was die unerschütterliche Ordnung Vampyrrias bedroht. Warum sind sie heute Abend hier?

Mein Vater bemüht sich darum, Selbstsicherheit zu heucheln.

»Willkommen in meinem bescheidenen Heim, Euer Durchlaucht. Meine Frau und ich fühlen uns von Eurem Besuch geehrt. Gerade wollten wir eine Hühnersuppe zu Abend essen.«

Hühnersuppe. Eine kleine Notlüge, mit der er den gewilderten Fasan als Geflügel ausgibt, das auf dem Markt gekauft worden ist. Ein Fremder wie der Inquisitor weiß gewiss nicht, dass die Menschen in Butte-aux-Rats, wo zwei Drittel des Jahres der Gefrierpunkt nicht überschritten wird, ihr täglich Brot mühsam erarbeiten müssen. Selbst ein angesehenener Mann wie der Apotheker kann sich hier nicht jede Woche ein Hühnchen leisten.

»Wir würden uns freuen, unser bescheidenes Mahl mit Euch teilen zu dürfen ...«, fährt mein Vater fort, als ob nichts wäre.

Mit dem Finger zeigt er auf die angeschlagene Suppenterrine, den Krug voll mit Wasser gestrecktem Wein und den Brotkorb, den wir, wie üblich, mit einem Tuch bedeckt haben, damit sich nicht die Ratten daran bedienen. Die Mahlzeit ist wirklich sehr einfach, aber Mamas Blumenstrauß verleiht dem Ganzen einen Hauch Farbe und

Anmut – es handelt sich dabei nicht um getrocknete Chrysanthemien wie vor dem Schrein des Königs, sondern um frische Feldblumen.

»Hat der gute König Heinrich sich zu seiner Zeit nicht gewünscht, dass jeder seiner Untertanen sonntags eine Hühnersuppe auf den Tisch bringen könnte?«, fährt mein Vater lächelnd fort.

Der Inquisitor unterbricht ihn mit kehliger Stimme, die genauso schneidend ist wie die Gesichtszüge, die über seinem Kragen zu erkennen sind.

»Lass den alten König Heinrich in Frieden in seinem Grab ruhen, wo seine Knochen seit Jahrhunderten verblassen!«

Ich höre, wie Valère hinter meinem Rücken einen leisen Fluch ausstößt. Heinrich IV. war der vorletzte Sterbliche, der das Land regiert hat. Die Predigten der Fakultät, die Doktor Bonifatius jeden Sonntag bei der Messe stockend verliest, behaupten, dass die Verwandlung des Hochadels Frankreich und Europa einen dauerhaften Frieden beschert hätte: die *Pax Vampyrice*, die den Kriegen der Vergangenheit ein Ende gesetzt hat. Das Dogma erklärt außerdem, dass die Vampire die Sterblichen gegen nächtliche Abscheulichkeiten verteidigen, die nach Sonnenuntergang aus ihren Höhlen kriechen – ich weiß nicht, ob sie wirklich existieren, gesehen habe ich sie jedenfalls noch nie. Der hämatische Glaube behauptet schließlich, dass diese Fürsorgepflicht auf den Weg gebracht wurde von Heinrich IV., dem Gründungsvater der Bourbonen, der sein Volk aufrichtig liebte, und heute von Ludwig, Unwandelbaren, – seinem Enkel, der uns heute regiert – fortgeführt wird. Allerdings sind die früheren Herrscher genau wie ihre Untertanen mit entblößtem Gesicht herumgelaufen, während der Unwandelbare

sich nun seit dreihundert Jahren hinter einer undurchdringlichen Maske verbirgt. Sie lebten und starben wie Menschen, während der König der Finsternis seinen Körper im Blut der Franzosen badet.

Ich presse mich ein wenig dichter an das Geländer im ersten Stock, ergriffen von einer irrationalen Furcht, dass der Inquisitor meine Anwesenheit wahrnehmen und meine ketzerischen Gedanken lesen könnte. Wer weiß schon, mit welchen Kräften die höchsten Mitglieder des Klerus im Dienst der Vampire ausgestattet sind?

Doch der Besucher konzentriert seine volle Aufmerksamkeit auf meinen armen Vater.

»Verrat hat sich in diesen Mauern eingenistet, das spüre ich«, knurrt er mit bebenden Nasenflügeln, als könnte er tatsächlich irgendeinen Geruch der Schuld wittern. Mit anklagend ausgestrecktem Zeigefinger zeigt er auf die Suppenschüssel: »Außerdem rieche ich Knoblauch in dieser Brühe!«

»Das würden wir nie gestatten!«, verteidigt sich mein Vater. »Uns ist sehr bewusst, dass Knoblauch eine nesselnde Wirkung auf unsere Herren, die Vampire, hat und in diesem Königreich verboten ist. Ihr riecht wahrscheinlich den Schnittlauch, Euer Durchlaucht.«

Der Inquisitor wendet seine Aufmerksamkeit von der Suppenschüssel ab und beginnt an der Wand entlangzugehen, an der die Holzscheite aufgestapelt sind, die meine Brüder für den sechsmonatigen eisigen Winter gehackt haben. Dann tritt er an das Bücherregal am hinteren Ende des Raums. Anklagend zeigt er auf die Regalbretter.

»So viele Bücher in einem Bürgerhaus, das stinkt doch schon zehn Meter gegen den Wind nach Häresie!«

»Das sind nur ganz klassische Fachbücher über Heilpflan-

zenkunde und ein paar harmlose Romane«, entgegnet meine Mutter und stellt sich breitbeinig hin.

Da hat sie recht: An unserer Bibliothek ist nichts Ungewöhnliches, ausgenommen vielleicht die paar Abenteuerromane auf Englisch, die ich Dutzende Male gelesen habe, um der Langeweile von Butte-aux-Rats zu entkommen. Meine Mutter hat sie von einem Großonkel geerbt, den sie nie kennengelernt hat. Sie hat Englisch gelernt und es mir dann beigebracht, aber sie hat noch nie einen Fuß auf die andere Seite des Ärmelkanals gesetzt. Die Ordnung der Sterblichen zwingt die Bürger nämlich nicht nur dazu, die Sperrstunde einzuhalten, zu der sie jeden Abend eingeschlossen werden, sondern auch zur Standorttreue, die ihre Bewegungsfreiheit auf eine Entfernung von einer Meile um ihren Wohnort beschränkt.

Doch der Inquisitor ist nicht hier, um sich über Literatur zu unterhalten. Abrupt löst er sich vom Bücherregal und stürzt auf meinen Vater zu, das lange schwarze Gewand peitscht durch die Luft.

»Führ mich in dein Labor!«, befiehlt er.

»In mein Labor? In diesem dunklen Loch stinkt es gerade nach giftigen Dämpfen. Das liegt am Rattengift, das ich in großen Mengen herstellen muss. Ein solcher Ort ist eines Mannes von Eurem Rang nicht würdig ...«

»Auf der Stelle, oder ich lasse dir die Kehle durchschneiden!«

Die Dragoner ziehen drohend ihre Schwerter.

Mein Vater zögert kurz, zweifelt einen Augenblick.

Und auch mir kommen Zweifel – ja, zum ersten Mal *zweifle ich an ihm*.

Warum sträubt er sich dagegen, diesen Eindringlingen sein Labor zu zeigen?

Dieser Raum voller alter, bestoßener Kolbengläser und verbeulter Tiegel ist vollkommen uninteressant.

Es sei denn ...

»Was siehst du, Wieselchen?«, flüstert Bastien ganz aufgeregt hinter mir.

»Wieselchen« – das ist sein Kosename für mich. Bastien ist ein Künstler und verbringt den ganzen Tag mit Zeichnen. Er hat ein gutes Auge dafür, die Tiergestalten zu erkennen, die in den Menschen stecken.

»Papa geht zur Kellerluke ...«, erwidere ich ebenfalls im Flüsterton.

Mein Vater kommt mir plötzlich so gebeugt wie ein Greis vor, obwohl er erst fünfundvierzig Jahre alt ist. Sein unsteter Blick hebt sich zum oberen Ende der Treppe, wo er meinen heimlich kreuzt.

Ich habe den herzerreißenden Eindruck, dass er mir noch so vieles sagen will, was er mir lange verschwiegen hat, aber dass es jetzt zu spät dafür ist.

»Los!«, blafft der Inquisitor und versetzt ihm einen großen Stoß.

»Ich bin der Einzige, der dieses Labor benutzt«, behauptet mein Vater.

Nach der Hühnersuppe ist das die zweite Lüge. Mama, Spezialistin für Heilkräuter, hilft ihm jeden Tag im Labor bei der Herstellung von Heiltränken und Salben, Valère hat dort mit ihnen zusammen schon seit Jahren gelernt, und auch Bastien verbringt darin viel Zeit mit seinen Gemälden und indem er Steine zerreibt, um daraus Farbpigmente herzustellen. In Wahrheit bin ich das einzige Familienmitglied, das nie den Keller betritt. Und wenn dort nun Experimente stattfinden, von denen ich nichts weiß? Verbotene Praktiken,

die möglicherweise das Misstrauen eines Inquisitors erregt haben?

Mein Vater steigt eilig durch die Luke und klettert die Kellertreppe hinunter. Der Prälat und einer der Dragoner folgen ihm auf dem Fuße, während die beiden anderen im Erdgeschoss bleiben und sich zu beiden Seiten neben meiner Mutter postieren.

Bald dringt Lärm aus dem Keller nach oben, berstendes Glas und Metallgegenstände, die gegeneinanderstoßen.

Ich kann spüren, dass Valère hinter mir vor Wut bebt und sich ganz eng an mich drückt.

»Wir müssen was tun!«, murmelt er.

»Was denn?«, entgegnet Bastien in einem angsterfüllten Flüsterton. »Außer zu hoffen, dass sie den Geheimgang nicht entdecken.«

Entgeistert blicke ich in die Gesichter meiner Brüder.

Im Schatten des Korridors erscheinen sie mir auf einmal wie zwei Fremde. Es geht nicht nur um ihr braunes Haar, das sich so sehr von meinen bleichen Haaren unterscheidet, auch nicht um ihre braunen Augen, während meine von einem verwaschenen Blaugrau sind.

Obwohl wir drei nur im Abstand von jeweils einem Jahr zur Welt gekommen sind, sind wir uns dennoch so unähnlich, wie es nur geht. Valère hat die arbeitsame Natur meines Vaters geerbt, er soll später auch das Geschäft übernehmen. Bastien besitzt Mamas Talent fürs Gestalten. Wenn er nicht gerade mit Zeichnen oder Tagträumen beschäftigt ist, macht ihn seine schön geschwungene Handschrift zum öffentlichen Dorfschreiber. Ich hingegen komme nach niemandem. Ich scheine für keinen Beruf prädestiniert. Und am heutigen Abend fühle ich mich von meiner eigenen Familie ausgeschlossen.

»Wovon redet ihr denn?«, flüstere ich zurück. »Was für ein Geheimgang?«

»Besser, du weißt darüber nicht Bescheid«, gibt Valère kurz angebunden zurück und wirft mir durch seine Brille einen strengen Blick zu. »Mama und Papa sagen, du bist zu unberechenbar.«

»Was für ein Geheimgang?«, wiederhole ich und packe ihn am Handgelenk.

Valère presst die Kiefer aufeinander und versucht sich loszureißen, doch ich bin fest entschlossen, ihn erst loszulassen, wenn er mir eine Antwort gegeben hat.

Bastien mischt sich aus Angst darüber ein, unser Gerangel könnte die Dragoner im Esszimmer auf uns aufmerksam machen.

»Ich wusste vor meinem achtzehnten Geburtstag letztes Jahr auch nichts davon«, gesteht er mir ganz leise. »Und dich, Wieselchen, hätten sie irgendwann auch ins Vertrauen gezogen. Ich bin sicher, dass Mama nur noch gewartet hat, bis du volljährig bist, bevor sie dir alles gesagt hätte.«

»Was denn ›alles‹?«, flüstere ich, und mein Bauch verkrampft sich.

Ich fühle mich verletzt, weil mir mein Lieblingsbruder etwas vorenthalten hat – der Mensch auf dieser Welt, der mir am nächsten steht, mein einziger Freund. Was meine Mutter betrifft ... Ich kann nicht anders, als einen Blick aufs untere Ende der Treppe zu werfen, ins Esszimmer, wo der Lärm der Verwüstungen im Keller widerhallt.

Sie steht mit stoischem Blick und undurchdringlichem Gesichtsausdruck zwischen den beiden Dragonern. Mama war schon immer eine starke Persönlichkeit, genau wie ich, was zwischen uns oft zu großen Reibereien geführt

hat. Meine ganze Kindheit über ist sie mein Vorbild gewesen. Sie hat mich so vieles gelehrt, hat in mir die Liebe zu den Büchern und meine Neugier auf die große, weite Welt geweckt. Als ich dann ein Teenager war, war ich ihr deshalb böse. Warum hatte sie diese brennende Sehnsucht nach einem Anderswo angefacht, die mich nur umso grausamer die Gesetze der Sperrstunde und der Standorttreue spüren ließ? Je älter ich wurde, desto enger schien Butte-aux-Rats sich um mich zusammenzuziehen, und das Bewusstsein, hier ein Leben lang eingesperrt zu sein, hat meine Frustration im Lauf der Jahre immer weiter anwachsen lassen.

»Im Keller gibt es eine versteckte Tür«, flüstert mir Bastien nun so leise zu, dass seine Stimme nur noch ein kaum hörbarer Hauch ist. »Hinter dem Labor ist eine Geheimkammer verborgen, ein zweites Labor, in dem Papa und Mama im Auftrag der Aufständischen in der Auvergne verbotene alchemistische Experimente durchführen.«

Ich möchte ihm erwidern, dass das unmöglich ist, dass meine Eltern einfache Apotheker sind, die vom Alltagstrott vollständig in Anspruch genommen werden, keine Verschwörer, die ihr Leben für eine Sache riskieren, die von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Jeder weiß, dass Alchimie von der Fakultät offiziell verboten ist. Jeder weiß außerdem, dass die Aufständischen nichts als Narren sind; Sterbliche, die es wagen, sich gegen den König aufzulehnen. Es geht das Gerücht, dass diese Geheimbündler dieselbe Kraft verwenden, die den Vampiren durch die Adern fließt – die geheimnisvolle Finsternis –, um gottlose Waffen herzustellen, die Vampyria zu Fall bringen sollen. Doch das sind natürlich nichts als Ammenmärchen, denn Vampyria ist unzerstörbar!

»Unsere Eltern hätten sich nie auf so einen Wahnsinn eingelassen!«, erwidere ich also tief gekränkt. »Sie hätten nie ...«

Eine furchtbare Explosion verschluckt den Rest meines Satzes. Sie erschüttert das Haus bis in seine Grundfesten.

2

GEHEIMNIS

Halb taub durch die Explosion, lasse ich Valères Handgelenk endlich los.

Sofort stürmt er die Treppe hinunter und schreit: »Papa! Mama!«

Dichter Rauch, der von der Explosion herrührt, die sich gerade im Keller ereignet hat, steigt aus der geöffneten Bodenluke auf.

Meine Ohren dröhnen.

Meine Augen brennen.

Aber vor allem trifft mich ein finsterer Gedanke mit voller Wucht: Meine Brüder hatten recht, im Keller waren wirklich verbotene explosive Substanzen, und mein Vater hat sich gerade mit dem Inquisitor in die Luft gejagt, um uns eine Chance zur Flucht zu verschaffen.

Schimpfend und hustend legen die beiden verbliebenen Dragoner die Hand an die Schwerter, die sie am Gürtel tragen. Sie suchen nach meiner Mutter, die im Rauch verschwunden ist.

Valère stürzt sich schnell wie der Blitz auf das Küchenmes-

ser, das noch am Rand des Büfetts liegt, wirbelt mit erstaunlicher Behändigkeit herum und versenkt die Klinge bis zum Heft in der Seite des ersten Dragoners. Doch dieses Meisterstück ist nur Zufall. Mitgerissen von der Trägheit seines eigenen Gewichts gerät er ins Straucheln und liefert seinen Hals somit schutzlos dem Schwert des zweiten Dragoners aus.

Das Blut gefriert mir in den Adern. Ich ziehe die Steinschleuder aus meiner Lederhose, die Waffe, mit der ich heute noch den Fasan erlegt habe, lege einen spitzen Stein darauf, den ich im Wald aufgesammelt habe, und lasse sie dann hektisch über meinem Kopf kreisen. Allerdings trotzdem nicht schnell genug, um das Unvermeidliche zu verhindern.

Wie ein Fallbeil fährt die Schwertklinge auf Valères Hals nieder.

Das Blut schießt in einer Fontäne aus der durchtrennten Halsschlagader bis zum Kamin hinüber und bespritzt mit einem purpurnen Schwall den Stich des goldmaskierten Königs.

Mir zittert die Hand, sodass mein Wurfgeschoss den Mörder um einen guten Meter verfehlt und stattdessen die Vase auf dem Esstisch zertrümmert.

Valères Kopf löst sich von seinem Körper und rollt über die blutigen Fliesen.

Ich kann einen Entsetzensschrei nicht unterdrücken.

Der Dragoner hebt den Kopf und sieht mich mit einem hasserfüllten Blick an.

Fahrig stecke ich die Hand in die Tasche, um ein neues Geschoss hervorzuziehen. Meine Finger tasten umher, finden aber nichts als Leere.

Schon stürzt der Mann auf die Treppe zu und schwingt dabei seine Waffe.

Doch in diesem Augenblick taucht Mama mit schmerzverzerrtem Gesicht zwischen den Holzscheiten neben den Bücherregalen auf. Sie hebt eine lange Scherbe von der zerbrochenen Vase auf, die neben ihrem enthaupteten Sohn auf dem Boden liegt, stößt sie dem Eindringling in die Seite und schreit dabei: »Das ist für meinen Sohn!«

Ihr Gegner erstarrt.

Erneut hebt sie die Scherbe, umkrallt sie so fest, dass sie sich selbst in die Finger schneidet, und sticht noch einmal mit aller Kraft zu.

»Und das für meinen Mann!«

Der Soldat dreht sich um und durchtrennt in derselben Bewegung seiner Angreiferin die Kehle mit seinem Schwert.

»Mama!«, brülle ich.

Meine Mutter hat nur noch die Kraft, mit der Scherbe ein drittes Mal auszuholen: Sie rammt sie ihrem Gegner mitten ins Herz, bevor sie zusammenbricht und ihm gegen die Brust sinkt.

Die spitz zulaufende Mütze des Dragoners fällt zu Boden.

Beide bleiben reglos gegeneinandergelehnt sitzen wie zwei Liebende, die sich in einer monströsen Umarmung umschlungen halten.

Ich winde mich aus Bastiens zitterndem Griff, in dem er mich vergeblich zurückzuhalten versucht, und stürme die Treppe hinunter.

»Mama!«, wiederhole ich und packe sie bei den Schultern, während der leblose Körper des Dragoners hinter mir zu Boden sinkt.

Der Körper meiner Mutter fühlt sich in meinen verkrampften Fingern schlaff wie eine Stoffpuppe an. Wie die, die meine Eltern mir unentwegt schenkten, als ich noch ein

Kind war, bevor sie begriffen, dass das Einzige, was mich wirklich interessierte, war, Kater Tibert bei seiner Jagd zu unterstützen, indem ich die Ratten mit der Steinschleuder erledigte.

»Red mit mir ... Sag doch was ...«, presse ich unter großer Anstrengung zwischen zwei Schluchzern hervor.

Sag mir alles, was Papa und du mir nie gesagt habt.

Erzähl mir von den Menschen, die ihr hinter der Fassade aus Normalität wirklich wart, über die ich mich so oft lustig gemacht habe.

Rede, erzähl mir irgendwas; Geschichten wie damals, als ich noch klein war – die Fabeln von Äsop, die Märchen von Perrault oder noch wunderbarere Legenden, die du dir selbst ausgedacht hast.

Doch kein Ton kommt ihr über die blutleeren Lippen.

Ihr ausdrucksloses Gesicht verschwimmt vor meinen Augen, die sich mit Tränen füllen.

Über ihrer reglosen Schulter mustert mich der Unwandelbare noch immer hinter seiner starren Maske, die Wangen rot gefärbt, wo Valères Blut sie bespritzt hat.

Unfähig, den Anblick des Königs auch nur einen Moment länger zu ertragen, kauere ich mich hin und lege den Körper meiner Mutter auf dem Boden zwischen den Feldblumen ab, die auf dem Boden verstreut sind. In dem Augenblick, in dem ich ihren Kopf sanft auf die Terrakottafliesen bette, berühren meine Finger die Kette des kleinen bronzenen Medaillons, das sie stets um den Hals getragen hat. Die Kette ist gerissen, das Schwert des Mörders hat die Glieder durchtrennt.

»Alle ...«, sagt Bastiens Stimme hinter mir, sein Atem geht schwer, und er haucht mir in den Nacken. »Sie sind alle tot.«

Alle tot ...?

Als diese unmögliche Erkenntnis sich endlich in mein Hirn einbrennt, ertönt ein gellender Pfiff. Er stammt von dem ersten Dragoner, den Valère vor seinem Tod noch erdolcht hat. Der Kämpfer liegt inzwischen in einer Lache, in der sich sein Blut mit dem meiner Familie mischt. Mit letzter Kraft bläst er in seine Pfeife und schlägt Alarm.

Ist der Inquisitor mit weiteren Schergen gekommen, die draußen nur darauf warten, den Überfall der Dragoner zu Ende zu führen?

»Wir müssen hier weg«, stammelt Bastien.

»Weg ...«, wiederhole ich und betrachte das Haar meiner Mutter, das wie errötende Algen in der Pfütze aus Blumenwasser treibt.

»Lass mich jetzt nicht im Stich, Wieselchen!« Bastien schüttelt mich an den Schultern und zwingt mich so dazu, wieder zu mir zu kommen.

In einem lächerlichen Versuch, ein Andenken an meine Mutter mitzunehmen, stecke ich reflexhaft ihr Medaillon ein, dann stehe ich auf.

»In den Wald«, flüstere ich.

Dorthin habe ich mich meine gesamte Jugend über zurückgezogen, um der Langeweile, der bleiernen Schwere von Butte-aux-Rats zu entkommen, die meine Seele allmählich vergiftete. Und dorthin führt mich nun ganz selbstverständlich mein Instinkt, um Zuflucht zu suchen.

In dem Moment, in dem Bastien und ich die Apotheke durchqueren, in der die Gefäße ordentlich aufgereiht sind – dieser Raum, der stets nach Reinigungsalkohol und frischem Bohnerwachs riecht und in dem ich unzählige Stunden damit verbracht habe, mich zu langweilen und davon zu träumen,

bis ans andere Ende der Welt zu reisen –, wird mir schlagartig bewusst, dass ich nie mehr einen Fuß hier hineinsetzen werde. Ich schnappe mir meinen alten Filzhut, der an der Wand hängt, und stopfe meine Haare darunter.

Dann stolpern wir hinaus auf den Dorfplatz, die Stille drückt uns nieder wie eine schwere Hand.

Die Sonne, die vorhin noch so strahlend geschienen hat, ist inzwischen hinter den Reetdächern der Häuser versunken, deren Läden bereits geschlossen sind.

Wie ich befürchtet habe, sind hier draußen, am anderen Ende des Platzes aus gestampfter Erde, weitere Dragoner positioniert: Drei Männer stehen mit langen Lanzen bewaffnet vor einer Kutsche aus dunklem Holz, vor die glänzend gestriegelte Pferde gespannt sind. Schwere Vorhänge aus schwarzem Samt sind vor ihren Fenstern zugezogen.

Instinktiv neige ich den Kopf, um mein Gesicht noch besser unter der breiten Krempe meines Hutes zu verbergen.

Warum kommen die Männer nicht auf uns zu?

Es scheint ihnen wichtiger zu sein, die Kutsche zu bewachen – und ihren Insassen.

»Eine ... eine Vampirkarosse!«, stammelt Bastien.

Ich schlucke schwer, während mir meine nächtlichen Lektüren wieder einfallen, dieselben Romane, aus denen ich auch die Kluft der Inquisitoren kenne. Auf einigen der Stiche darin sind auch jene Fahrzeuge aus Ebenholz zu sehen gewesen, in denen sich die Herren der Nacht aufhalten und die tagsüber gegen das Sonnenlicht verrammelt werden.

Mein ganzes Leben bin ich noch keinem Vampir begegnet, auch wenn das Porträt ihres Schöpfers schon seit frühester Kindheit über unserem Kamin auf mich herabgestarrt hat; auch wenn ich jeden Monat ein Zehntel meines Blutes

in eine hämatische Phiolen habe zapfen lassen, die stets mit meinem Geburtsjahr beschriftet wurde. Zum ersten Mal in meinem Leben befinde ich mich nur wenige Meter von einer dieser Kreaturen entfernt, die mich zugleich ängstigen, mir zuwider sind ... und mich faszinieren.

»Bald bricht die Nacht herein, dann haben wir keine Chance mehr, dem- oder derjenigen zu entkommen, die in der Karosse schläft«, jammert Bastien und reißt mich damit aus meiner finsternen Betrachtung der Kutsche.

Er zerrt mich in den Schatten der Gasse, außer Sichtweite der Dragoner.

»Der Geruchssinn eines Vampirs ist feiner als der des besten Bluthunds«, stöhnt er. »Er kann ganz leicht unsere Witterung im Wald aufnehmen. Wir ... wir müssen uns woanders verstecken.«

»Woanders? Aber wo denn? Es gibt hier doch nur ungefähr zwanzig schlammige Straßen umringt von Wald und das Schloss oben auf dem Hügel!«

»Ganz genau«, erwidert Bastien und klammert sich an meinen Arm wie ein Schiffbrüchiger an eine Boje.

Dann blickt er sehnsüchtig auf das Gebäude, das auf der Kuppe des steilen Hügels verfällt, dem Butte-aux-Rats seinen Namen verdankt. Um ehrlich zu sein, handelt es sich dabei eher um eine Burg als um ein Schloss, um eine antike Festungsanlage, an der der Zahn der Zeit genagt hat. Dort lebt der alte Baron Gontran de Gastefriche, Lehnsherr von Butte-aux-Rats und den wenigen Weilern im Umkreis. Seit dem Tod seiner Frau, die ein Fieber vor vielen Jahren dahingerafft hat, sind er und seine Tochter die einzigen Adligen in der Gegend, die vom Blutzehnt genauso ausgenommen sind wie der Gemeindevater.

»Komm mit«, fordert Bastien mich auf, erfüllt von einer Entschlossenheit, die ich an ihm noch nie zuvor bemerkt habe.

Seine großen, vernünftigen Augen leuchten – es ist derselbe wild entschlossene Funke, den ich so oft in Mamas Augen gesehen habe. In diesem Moment ist mein Bruder mehr denn je das genaue Abbild unserer Mutter.

Er zieht mich über den gewundenen Pfad den Hügel hinauf in Richtung des letzten Ortes, an dem ich jemals geglaubt hätte, Zuflucht zu finden.

Die Reetdächer verschwinden hinter den Baumwipfeln. Bald können wir nicht einmal mehr die Wetterfahne in Form einer Fledermaus sehen, die seit nunmehr drei Jahrhunderten das Kreuz auf der Kirchturmspitze des Dorfes ersetzt. Der Weg führt noch immer bergauf und windet sich dabei um den Hügel herum.

Auch die Gedanken wirbeln mir ohne Unterlass durch den Kopf.

Es sind immer wieder dieselben Worte, ein schrecklicher Kehrreim, der mich erdrückt.

Sie sind alle tot.

Der Schmerz ist so groß – selbst wenn ich schreien wollte, hätte ich dazu keine Kraft. Die Tränen wollen nicht fließen, der Wind trocknet sie während unserer hektischen Flucht schon, bevor sie mir die Wangen herunterlaufen können.

Mit dem Dorf geraten auch diejenigen außer Sicht, die sich dort aufhalten: die Bewohner, die hinter ihren Fensterläden eingesperrt, genauso wie die Soldaten, die zur Bewachung der Karosse abkommandiert sind. Letztere haben im Moment keine Möglichkeit herauszufinden, welche Richtung Bastien und ich eingeschlagen haben. Es bleibt ihnen

also nur noch der Geruchssinn ihres Meisters, sobald dieser sich bei Einbruch der Nacht erhebt ...

»Warum zum Schloss?«, presse ich schließlich zwischen zwei keuchenden Atemzügen hervor.

»Weil ... ich ... dort aus und ein gehe«, antwortet mir Bastien außer Atem.

Er ist zwar einen Kopf größer als ich, aber sein ewiges Kritzeln auf dem Papier hat ihn nicht so gut auf die körperliche Belastung vorbereitet wie mich meine Tage im Wald. Ich muss langsamer laufen, um ihn nicht abzuhängen.

»Du gehst dort ein und aus?«, wiederhole ich. »Was soll das heißen? Ist das noch ein Geheimnis, das ihr alle vor mir hattet, zusätzlich zu dem mit dem Keller?«

Einmal mehr wird mir bewusst, dass ich meine Familie offenbar nicht wirklich kenne, obwohl ich mich immer für eine so scharfe Beobachterin gehalten habe. Ich war so auf die Vorstellung konzentriert, von zu Hause wegzukommen, dass ich nicht einmal mitgekriegt habe, was unter meinem eigenen Dach vor sich gegangen ist.

»Nein«, keucht Bastien. »Das ist nur mein Geheimnis ... die Eltern und Valère ... wussten nichts davon ...«

Angesichts der Tatsache, dass meine Fragen ihn so außer Atem bringen und ihn langsamer machen, verzichte ich darauf nachzuhaken, wenigstens für den Augenblick.

Als wir dann endlich am hohen, schmiedeeisernen Gittertor des Schlosses ankommen, wirft die Sonne ihre letzten Strahlen über das Laub des Waldes.

»Es ist verriegelt!«, rufe ich und lege die Hände auf die Kette, die sich wie eine schlafende Natter um die Gitterstäbe windet.

»Nicht so voreilig«, erwidert Bastien schweißüberströmt.

Er führt mich durch das hohe Gestrüpp links neben dem Gitter mit den scharfen Spitzen.

Meine Lederhose schützt meine Beine vor Dornen und Brombeerranken, aber die Ärmel meines Hemdes reißen auf.

Auf einmal erkenne ich ein Loch im Gitter, das vom Weg aus nicht zu sehen war. Die Zeit und der Rost haben dreien der Stäbe derart zugesetzt, dass eine Lücke entstanden ist, breit genug, dass sich ein Mensch hindurchzwängen kann.

Bastien schlüpft mit der Leichtigkeit der Gewohnheit hindurch. Ganz offensichtlich benutzt er diesen Weg nicht zum ersten Mal. Ich folge ihm und betrete den Park, in dem verkrüppelte Sträucher und formlose Büsche wuchern. Schon seit langer Zeit ist die Besetzung des Barons im Niedergang begriffen – wenn dieser karge Flecken Erde denn jemals ein goldenes Zeitalter erlebt hat; ein Flecken Erde, auf dem kaum etwas wächst und der seinen Fluch im eigenen Namen trägt: Gastefriche, das verdorbene Brachland. Weder in Butte-aux-Rats noch in den angrenzenden Dörfern gibt es noch irgendwen, der weiß, wie man Büsche nach der letzten Versailler Mode beschneidet. Doch die verwilderte, sich selbst überlassene Natur gibt uns nun Sichtschutz, während wir vorwärts-schleichen. Wir huschen von Busch zu Busch und entgehen so der Aufmerksamkeit des Wächters, der auf dem Platz vor dem Schloss Maulaffen feilhält.

Wir umrunden die Statue einer Nymphe, die zur Hälfte von Moos überwuchert ist, und erreichen die Rückseite des Gebäudes. Die hohe Steinmauer wird von dunklen Schießscharten durchbrochen. Nur ganz oben ist vor die breiteste von ihnen ein kleiner, efeubewachsener Balkon gebaut. Hinter den Gardinen tanzt das Kerzenlicht.

»Der Dienstboteneingang ist nie abgeschlossen«, versichert

mir Bastien, der inzwischen wieder etwas zu Atem gekommen ist.

»Aber werden sich die Hausangestellten nicht wundern?«, frage ich beunruhigt.

»Der Baron isst zeitig zu Abend und schickt seine Bedienteten vor Einbruch der Nacht in die Nebengebäude.«

Woher weiß er nur so viel über das Leben im Schloss? Doch ich frage nicht, ich habe es eilig, endlich in Sicherheit zu sein. Mein Bruder drückt die wurmstichige Holztür auf und lässt mir dann den Vortritt in den Stammsitz derer von Gastefriche.

Geräuschlos schließt sich die Tür hinter uns wieder und lässt uns in absoluter Dunkelheit zurück.

»Hast du Feuer?«, flüstert Bastien.

Ich hole mein altes Seilfeuerzeug hervor – zusammen mit meinem Taschenmesser habe ich es immer bei mir. Ich betätige das kleine Rädchen mit dem Feuerstein. Ein paar Augenblicke später entzünden die hell aufflammenden Funken das Dochtende. Bastien hält eine Öllampe dagegen, die hier anscheinend auf ihn gewartet hat.

»Komm mit, Wieselchen«, fordert er mich auf.

»Wohin denn?«

Bastien hebt die Lampe an, sodass sein Gesicht im Licht gut zu sehen ist.

Mit achtzehn Jahren ist er zwar ein Jahr älter als ich, aber ich habe ihn immer als meinen kleinen Bruder betrachtet. Er ist von empfindlicher Gesundheit und braucht jeden Monat mehrere Tage, um sich vom Aderlass anlässlich des Blutzehnten zu erholen. Papa musste ihm jedes Mal einen Enziantrank verabreichen, wohingegen ich schon nach einer Stunde wieder auf den Beinen war. Nach der Viersäftelehre, die die hämatische

Fakultät predigt, ist jede Person durch eine vorherrschende Flüssigkeit geprägt. Ein Choleriker wie Valère hat demnach einen Überschuss an gelber Galle, die ihn zu Wutanfällen treibt. Phlegmatiker wie Bastien haben ein Übermaß an Schleim, was sie weltabgewandt werden lässt und sie in dauerhafte Träumerei stürzt. Was mich betrifft, bilde ich eine Ausnahme, denn ich habe laut der Diagnose meines Vaters ein gemischtes Säfteprofil, melancholisch und sanguinisch zugleich. Wenn ich gerade nichts tue, führt mein Überschuss an schwarzer Galle rasch zu Langeweile und düsteren Gedanken. Aber wenn ich mich viel bewege, gewinnt mein Überschuss an Blut die Oberhand, und ich werde aufbrausend, beinahe schon überschäumend. Während die Jagd dafür sorgte, dass ich mich besser konzentrieren konnte, hat mir oft Bastiens beruhigende Gesellschaft dabei geholfen, meine widersprüchlichen Gefühle in geordnete Bahnen zu lenken. Wie viele Stunden haben wir ausgestreckt auf einer Wiese miteinander verbracht und die Wolken betrachtet! Meine düstere Fantasie projizierte grimassierende Monster und Szenen von Massakern in sie, während Bastien mir half, darin leuchtend geflügelte Pferde oder märchenhafte Feste zu erkennen. Die anderen Kinder aus dem Dorf nannten ihn wegen seiner zerstreuten Tagträume »den Verrückten«; mich bezeichneten sie wegen meiner grauen Haare als »die Hexe«. Als wir noch klein waren, habe ich Bastien gegen all diejenigen verteidigt, die sich auf seine Kosten lustig machen wollten. Mit »der Hexe« legte man sich besser nicht an! Später, als Jugendliche, suchte ich nach ihm, wenn er sich mal wieder im Wald verlaufen hatte, unfähig, den Rückweg zu finden, nachdem er eine bestimmte Szenerie gesucht hatte, die er in seine Hefte zeichnen konnte. Aber an diesem Abend ist zum ersten Mal er es, der mich durch die Schatten lotst.

»Wir gehen nach oben, in Dianas Zimmer«, erklärt er mir leise.

»Die Tochter des Barons?«

Sie muss ungefähr in meinem Alter sein, höchstens ein paar Jahre älter, aber ich habe mich noch nie mit ihr unterhalten. Ich sehe sie nur einmal jährlich in der Kirche, in der Nacht der Finsternis am 21. Dezember. Es ist die längste Nacht des Jahres, das Fest hat Weihnachten ersetzt. Mir ist schleierhaft, was meinen Bruder mit der Baronesse verbinden könnte – er ist ja nur ein einfacher Bürger, der den Vampiren als Nutzvieh dient, während sie eine sterbliche Adlige ist, die sich mit deren Art verbündet hat.

Es sei denn ... Schlagartig erinnere ich mich an den Tag im letzten Sommer, als Bastien aufs Schloss zitiert wurde. Der Baron hatte ihn kommen lassen, weil er ein Porträt von seiner Tochter anfertigen lassen wollte, bevor sie ins heiratsfähige Alter kam – denn heute ist genau wie früher ein gelungenes Porträt die beste Möglichkeit, in einer anderen Provinz eine gute Partie ausfindig zu machen, ohne dass man sich selbst dort hinbegeben muss. Nun herrscht in Butteaux-Rats jedoch ein ebensolcher Mangel an Künstlern wie an Gärtnern. Mein Bruder war der Einzige, der dieser Aufgabe gewachsen war. Auf diese Weise hatte er zwei Wochen im Herrenhaus damit verbracht, dessen Erbin zu porträtieren.

»Diane und ich ... wir lieben uns«, murmelt Bastien und bestätigt damit meine Ahnung. »Ich habe geschworen, sie vor einer arrangierten Ehe zu retten – der Grund, warum ihr Vater das Porträt bei mir in Auftrag gegeben hat.« Ein schwaches Lächeln erhellt sein schweißnasses Gesicht, das Lächeln eines Unschuldigen, der sich seinen Traum noch bewahren will, obwohl er schon bis zum Hals in einem Albtraum steckt.

»Wir hatten vor, eines Tages gemeinsam abzuhaueu, sie und ich.«

Abhaueu? Wohin denn abhaueu? Auf einmal verspüre ich den Drang, Bastien zu packen und ihn kräftig zu schütteln. Auch ich habe mein ganzes Leben von nichts anderem geträumt, als von hier zu entkommen, dem Gesetz der Standorttreue zu trotzen, das alle Bürger bis an ihr Lebensende an ihre Käffer kettet. Aber anders als er bin ich keine verträumte Idealistin. Ich weiß sehr genau, dass das unmöglich ist.

»Jetzt hilft Diane uns erst einmal dabei, unsere Haut zu retten«, versichert er mir mit hoffnungsvoll bebender Stimme und setzt einen Fuß auf eine knarrende Treppe. »Am hinteren Ende ihres Zimmers gibt es einen großen Schrank, in dem ich mich schon oft versteckt habe, wenn einer der Hausangestellten an die Tür geklopft hat.«

»Willst du damit sagen, dass du sie wiedergesehen hast? Nach dem Ende der Sitzungen für das Porträt?«, frage ich ihn entsetzt.

»Ich besuche sie seit einem Jahr jede Woche«, gesteht er mir offenherzig. »Wir haben keine Geheimnisse voreinander.«

Während ich die letzten Stufen der Treppe hinaufsteige, werde ich mir all der Nachmittage bewusst, an denen Bastien stundenlang aus dem Haus verschwunden ist und bei seiner Rückkehr nicht die kleinste Skizze zustande gebracht hat. Nun weiß ich, wo er diese Zeit tatsächlich verbracht hat: in den Armen einer jungen Frau, deren flüchtiger Kuss ihn zum Tode verurteilen könnte, wenn er bekannt würde.

Jetzt stehen wir vor einer lackierten Tür in einem Flur, in dem Öllampen mit flackernder Flamme brennen.

Bastien streicht leise in einem Rhythmus über das Türblatt. Es ist – so viel kann ich erraten – ein geheimes Zeichen. Zu einem Zufluchtsort, der uns retten ... oder uns ins Verderben stürzen kann.

3

ZUFLUCHT

Hinter der Tür steht die Baronesse in einem langen spitzenbesetzten Hauskleid: Wir überraschen sie in einem privaten Moment. Sie war gerade dabei, sich am Friertisch neben dem Balkon das lange blonde Haar zu kämmen. Vor der geöffneten, bodentiefen Balkontür bewegen sich zarte Vorhänge träge im Abendwind. Inzwischen ist die Nacht fast schon hereingebrochen, die einzige Lichtquelle ist ein Kerzenleuchter. Am Rand des Kerzenscheins hängt über einem Marmorkamin, in dem erkaltete Asche liegt, das Porträt der lächelnden jungen Frau. Ich errate, dass es sich dabei um das Werk meines Bruders handelt, das nach einer Reise an irgendeinen Hof wieder nach Hause zurückgekehrt ist. Der Rest des großen Raumes ist in Zwielflicht getaucht.

»Diane!«, ruft Bastien und ergreift mit zitternden Fingern ihre Hände.

Diane, wie die römische Göttin der Jagd – der alte Baron ist ein leidenschaftlicher Jäger, der keine Skrupel kennt und Weizenähren von den Hufen seines Pferdes niedertrampeln lässt, wenn er einem Reh quer über die Felder folgt.

»Etwas Schreckliches ist passiert«, stammelt Bastien. »Mein Vater, meine Mutter, Valère ...«

Die Stimme versagt ihm, und er schluchzt auf. Bis wir vor Dianas Tür standen, war er von einer unbändigen Hoffnung angetrieben worden, doch die Erwähnung des Angriffs durch die Dragoner bringt ihn wieder in die schreckliche Wirklichkeit zurück.

»Sie sind ermordet worden«, beende ich den Satz, den er nicht auszusprechen vermag. »Wir sind die einzigen Überlebenden.«

Ich habe keine Wahl, ich muss dieser jungen Frau vertrauen, in die Bastien seine gesamte Hoffnung setzt.

Die Baronesse tritt beiseite, lässt uns herein und schließt hinter uns wieder geräuschlos die Tür. Diese Stille, die blasse Haut und das gespenstisch weiße Kleid ... Sie ähnelt einem Geist. Sind es die Neuigkeiten über das Schicksal meiner Familie, die sie in diesen Zustand versetzen? Nein, mir schien sie schon in dem Moment, in dem sie uns geöffnet hat, kreidebleich zu sein.

Bastien gleicht das Schweigen seiner Geliebten durch einen chaotischen Wortschwall aus: »Ein Inquisitor ist vor unserer Tür aufgetaucht, begleitet von ein paar Dragonern. Sie haben das Geheimlabor meiner Eltern entdeckt, von dem ich dir erzählt habe ...«

Jedes seiner Worte fährt mir wie ein Dolchstich in die Eingeweide. Bastien hat nicht nur sein eigenes Leben riskiert, indem er sich mit einer Frau eingelassen hat, die in der gesellschaftlichen Ordnung weit über ihm steht – der Titel eines Barons ist der höchste für einen Angehörigen des sterblichen Adels –, sondern er hat auch unser aller Leben in Gefahr gebracht, indem er seiner Geliebten das fürchter-

liche Geheimnis enthüllt hat, das ich erst vor weniger als einer Stunde erfahren habe. Er hat ihr gegenüber zugegeben, dass unsere Familie sich mit den Aufständischen eingelassen hat – der Tochter desjenigen gegenüber, der die Aufgabe hat, das königliche Gesetz in Butte-aux-Rats durchzusetzen. Ist er sich seines Leichtsinns denn überhaupt bewusst? Oder hat ihn die Liebe tatsächlich so blind gemacht?

»Der Inquisitor ist mit einer Kutsche aus Ebenholz angekommen«, fährt er keuchend fort. »Aber der Vampir darin kommt sicher nicht darauf, uns hier auf dem Schloss zu suchen. In deinem Schrank sind meine Schwester und ich in Sicherheit. Das Parfum, das an deinen Kleidern haftet, überdeckt unseren eigenen Geruch, so verwischen wir die Spur, die vom Dorf hier heraufführt. Und wenn die Kutsche morgen früh wieder aufbricht, gehen auch wir fort von hier. Du und ich, wie ich es dir versprochen habe, zusammen mit meiner lieben Jeanne. Wir alle drei fahren übers Meer, ganz weit weg von hier, bis zu den Antipoden!«

Die Antipoden? Das mythische Land, das sich der Legende nach dem vampirischen Joch entzieht, das auf Frankreich, Europa und dem Rest der bekannten Welt lastet?

»Aber die Antipoden gibt es doch gar nicht, Bastien!«, rufe ich verärgert.

»Was weißt du denn schon? Du hast doch selbst viele Stunden damit verbracht, dich in deine Romane zu versenken und dir vorzustellen, wie du alle Meere bis ans Ende der Welt durchstreifst. Bis nach Amerika. Nach Afrika. Sogar bis nach Japan. Warum also nicht zu den Antipoden, hm, Wieselchen?«

»Ja, genau. Ich habe mir das nur *vorgestellt*. Es war nur ein Spiel, wie wenn man den Wolken nachschaut!«

Im Lauf der Jahre hat der Optimismus meines Bruders schon oft meine düsteren Stimmungen aufgeheitert. Aber an diesem Abend bringt er mich auf die Palme.

»Wolken bestehen nur aus Wasserdampf, Bastien, es sind nur Trugbilder!«, rufe ich aus. »Und ich bin auch kein Wieselchen: Ich bin genau wie du eine Bürgerin, die zur Standorttreue verdammt ist. Es gibt kein Entkommen. Die Finsternis ist überall. In ganz Vampyria und darüber hinaus.«

Er hört mir gar nicht mehr zu. Weil er so lange in seinen Tagträumen gelebt hat, hat er ganz offenbar den Verstand verloren.

Schon stürmt er auf die Tür des Kleiderschranks zu, er kennt den Weg.

Doch in diesem Moment öffnet Diane de Gastefriche zum ersten Mal, seit wir ihr Zimmer betreten haben, den Mund. Ihre Stimme gleicht ihrer Erscheinung: Sie ist gespenstisch, zart wie ein Luftzug, so zerbrechlich wie die ausgezehrete Ahnenreihe, deren letztes Glied sie ist.

»Es tut mir so leid, mein Liebster«, murmelt sie.

»Sei unverzagt, meine Muse«, erwidert Bastien. »Wir müssen jetzt alle drei unseren ganzen Mut zusammennehmen. Du musst dich verhalten, als ob nichts wäre, und du musst deinen Vater bis zu unserer Flucht anlügen. Was Jeanne und mich betrifft, wir beweinen unsere Toten später.«

Ich habe den furchtbaren Eindruck, dass er Dianes Worte vollkommen falsch interpretiert. Er ist zu überwältigt von seinen eigenen Gefühlen, um den schuldbehafteten Ton in der Stimme seiner Geliebten wahrzunehmen.

»Was tut Ihnen denn leid, Diane?«, frage ich die Baronesse also mit einer düsteren Vorahnung.

Sie wendet sich mir mit trüben, tränenfeuchten Augen zu:

»Ich bin nicht schuld«, jammert sie. »Ich schwöre, ich habe das Geheimnis Eures Bruders nicht verraten. Aber ...«

Sie schluchzt auf, und Tränen laufen ihr über die bleichen Wangen.

»Aber ...?«, wiederhole ich und spüre, wie mir mein sich beschleunigender Herzschlag in den Schläfen pocht.

»Aber mein Vater hat mich ohne mein Wissen durch die Zimmertür belauschen lassen, als Bastien das letzte Mal hier war. So hat er von uns beiden erfahren. Er weiß über alles Bescheid: über unsere Beziehung, unseren Fluchtplan, euer Familiengeheimnis. Er hätte Bastien und mich auf der Stelle festnehmen lassen können, aber er hat ihn lieber gehen lassen, um euch zu einem späteren Zeitpunkt alle fünf zu erwischen. Ich wollte euch warnen, aber ich konnte nicht, mein Vater hat mich im Schloss eingesperrt und mich überwacht.«

Das also hat den Inquisitor nach Butte-aux-Rats geführt. Es hat sich nicht um eine Routinekontrolle gehandelt, nein. Sondern um eine Denunziation.

Bastien reißt die Augen auf wie ein Schlafwandler, der am Rand eines Abgrunds aufwacht.

Er lässt den Griff des Kleiderschranks los.

Ich greife derweil nach dem Türknauf – doch der dreht sich unter meinen Fingern, bevor ich ihn selbst betätigen kann.

»Bastien!«, keuche ich noch auf und mache einen Satz nach hinten.

Die Tür schwingt mit einem lauten Krach auf, und davor steht einer der Wächter, die uns auf dem Marktplatz einfach haben ziehen lassen. Jetzt gehört seine ganze Aufmerksamkeit uns. Der wütende Schatten, der sich hinter ihm abzeichnet, gehört dem alten Baron selbst.

»Ich wusste es!«, brüllt er. »Der Habenichts, der es gewagt hat, meine Tochter anzurühren, will sich nun unter ihren Rücken verkriechen!«

Die schwere, gepuderte Perücke des Barons erzittert vor Entrüstung über seiner faltigen Stirn wie das Fell eines toten Schafes. Die verfilzten gelblichen Locken ergießen sich über die eingefallenen Schultern und den mageren Oberkörper.

Er zeigt mit dem Finger auf Bastien.

»Dem Inquisitor magst du entkommen sein, aber deine erbärmliche Flucht findet hier und jetzt ein Ende, du Elen-der. Mathurin, spieß ihn auf wie das widerliche Schwein, das er ist!«

Der Wächter stürzt sich mit gezückter Klinge auf meinen Bruder.

»Vater, habt doch Mitleid!«, schreit Diane auf.

Ich habe keine Zeit, mich dazwischenzuwerfen, und dem wie versteinert dastehenden Bastien fehlen die Reflexe, um auszuweichen.

Das Eisen bohrt sich in den Bauch meines geliebten Bruders, der daraufhin ohne den leisesten Schmerzensschrei zusammenbricht.

Der Schock raubt mir den Atem. Diane hingegen kreischt so laut auf, als steckte das Schwert in ihrer eigenen Magen-grube: »Nein!«

»Halt den Mund!«, blafft ihr Vater sie an. »Denk lieber an den Vorteil. Indem ich dieses verräterische Geschmeiß ausrotte, habe ich mir vielleicht endlich die Verwandlung verdient, auf die ich schon seit einer Ewigkeit warte.«

Benommen vor Schmerz und mit tränenfeuchten Augen versuche ich, wieder zu Atem zu kommen. Mein Bastien ist tot! Und der widerwärtige Baron freut sich darüber, weil er

sich damit seine Transmutation erkaufte, den Heiligen Gral des sterblichen niederen Adels, dessen alleiniges Ziel es ist, vor dem eigenen Tod endlich in den vampirischen Hochadel aufzusteigen. Taumelnd vor Verzweiflung und Hass schleppe ich mich Richtung Balkon.

Der Wächter zieht derweil die Klinge aus Bastiens Leichnam und wirft seinem Herrn einen fragenden Blick zu.

»Worauf wartest du denn, du Schwachkopf?«, knurrt der Baron. »Bring sie auch um!«

Mit gesenktem Kopf stürmt der Kerl auf mich zu. Jetzt darf ich nicht die Nerven verlieren. Ich bin schon von Keilern verfolgt worden, die deutlich schwerer als ich waren. In so einem Fall ist eine List der letzte Ausweg.

Ich schlucke die Tränen herunter, hebe den Vorhang an, verschwinde zwischen den Falten und springe genau in dem Moment beiseite, in dem mein Angreifer mich aufzuspießen meint. Der Schwung seines massigen Körpers trägt ihn auf den Balkon hinaus, wo er unter einem lauten Schlagen der Vorhänge ins Leere rennt ... und über das Geländer fünfzehn Meter in die Tiefe stürzt.

Verstört befreie ich mich aus den zerrissenen Vorhängen und wende mich wieder in Richtung Zimmer. Neben dem leblosen Körper des letzten Mitglieds meiner Familie sehe ich die letzten Vertreter der Familie Gastefriche. Die Tochter kauert über meinem Bruder und vergießt heiße Tränen, der Vater hält den Blick auf mich gerichtet und zieht den Degen eines Edelmanns mit vergoldetem Griff aus der Scheide.

Er ist ein gebrechlicher Greis, schon weit über sechzig, der unter seiner schweren, altmodischen Perücke zusammenzubrechen scheint. Aber ich habe zu meiner Verteidigung nur

das kleine Taschenmesser, mit dem ich sonst Hasen ausnehme. Wenn es ihm gelingt, mich mit der Klinge seines Degens auf Distanz zu halten, hätte der Baron mich schon durchbohrt, bevor ich ihm auch nur einen Kratzer zufügen könnte.

Also stürze ich mich auf Diane, umfasse sie an der Hüfte und presse ihr die Klinge meines Messers gegen die Kehle.

»Noch einen Schritt weiter, und ich bring sie um!«, warne ich ihn mit sich überschlagender Stimme und versuche dabei, meine eigene Angst im Zaum zu halten.

Ein angewidertter Ausdruck verzerrt das pergamentartige Gesicht des Barons.

»Ich kenne dich. Du bist die Tochter der Froidelacs. Man sagt, du wilderst auf meinem Grund und Boden. Dieser unfähige Vogt hat dich nie auf frischer Tat ertappen können. Zum Teufel mit Beweisen! Heute verschaffe ich mir selbst Gerechtigkeit, und kraft meiner Herrschaftsgewalt verurteile ich dich auf der Stelle zum Tod!«

Er kommt auf mich zu und lässt dabei seinen Degen in komplizierten Schwüngen durch die Luft kreisen, sodass ich gezwungen bin, mich mit meiner Geisel Richtung Balkon zurückzuziehen. Der Waffenmeister des Barons hat ihn in seiner Jugend bestimmt viele Stöße und Riposten gelehrt. Mir hat niemals irgendwer das Fechten beigebracht. Aber da ich im Wald vielen wilden Tieren begegnet bin, konnte ich meinen Instinkt an ihnen schärfen. Wie das Rebhuhn, das dem Fuchs gegenübersteht, wie das Reh im Angesicht des Wolfes weiß auch ich, dass Leben und Tod nur einen Sekundenbruchteil auseinanderliegen.

Und diesen Sekundenbruchteil nutze ich an diesem Abend zu meinem Vorteil. In dem Moment, in dem meine Fer-

sen die Schwelle zwischen Zimmer und Balkon berühren, stoße ich Diane mit aller Kraft auf den kreisenden Degen zu. Dabei zögere ich nicht einen Augenblick. Diese leichtsinnige, dumme Gans hat uns ans Messer geliefert. Ich habe keinerlei Gewissensbisse gegenüber der Verräterin, die den Tod meiner gesamten Familie verursacht hat.

Die Metallklinge fährt mitten durch die Blüten aus Spitze, die sich sofort klatschmohnrot verfärben.

Der Baron, der einen Moment zuvor noch mit der Beweglichkeit eines jungen Mannes auf mich zugetänzelt ist, wird unvermittelt wieder zu einem fassungslosen Greis.

»Meine ... meine Tochter ...«, ächzt er mit zittriger, ungläubiger Stimme.

Und in dem Moment, in dem er seine Deckung sinken lässt, hebe ich mein Taschenmesser. Ich habe nur einen Stoß, und der muss sitzen. Ich schwinge meine Waffe, stürze mich auf ihn und steche die Klinge zwischen die vergilbten Locken seiner Perücke, direkt unter seine Augenbraue.

»Da hast du deine Verwandlung!«, brülle ich.

Ein purpurroter Schwall spritzt mir entgegen, als der Baron zusammenbricht, und ich habe den Eindruck, als ob sich eine Flut über mich ergießt: das Blut all der Toten, die sich in der vergangenen Stunde aneinandergereiht haben.

Im selben Augenblick beginnt vor dem offen stehenden Fenster die Glocke der Dorfkirche wild zu läuten. Doch sie hat nicht den klaren Klang, der die Stunden des Tages abzählt, nein: Es handelt sich um das durchdringende Läuten, das den Einbruch der Nacht und den Beginn der Ausgangssperre anzeigt.

Eine mystische Furcht fährt mir in die Eingeweide und fegt alles andere hinweg.

Ich ahne, dass sich auf dem Dorfplatz unten gerade die Tür der Ebenholzkutsche geöffnet und ihren Passagier mit den übernatürlichen Fähigkeiten freigelassen hat.

Ich weiß, dass es jetzt nur noch eine Frage von Minuten ist, bis er das Schloss erreicht hat, angelockt von einem Blutgeruch, den nichts zu überdecken vermag.

Und ich weiß auch, dass mich in diesem Moment weder mein treues Taschenmesser noch meine Jagdinstinkte werden retten können.

Meine Arme sinken an meinem Körper hinab und fühlen sich auf einmal genauso schlaff an wie die drei Leichen auf dem Boden. Das Gefühl vollkommener Machtlosigkeit lastet mir auf den Schultern wie eine Bleischürze. Es gelingt mir nicht, mich auf den Beinen zu halten, also setze ich mich auf den Teppich, dessen fadenscheiniges Gewebe sich nach und nach voll Blut saugt.

Ich bin verloren. Mein Tod wird furchtbar langsam vonstattengehen.

Die schmerzhaftesten Foltermethoden sind für diejenigen reserviert, die es wagen, die Hand gegen einen Adligen zu erheben.

Der Vampir wird sich nicht damit begnügen, mich mit einem Streich zu töten, wenn er mich in diesem Zimmer neben den Leichen des Schlossherrn und seiner Tochter vorfindet ...

Bei diesem Gedanken schießt mir plötzlich eine Idee durch den Kopf – eine verrückte Idee.

In Windeseile binde ich meine Lederhose auf, reiße mir die Knöpfe vom Hemd und stürze mich auf Diane, um ihr das langärmelige Kleid auszuziehen. Die blutdurchtränkten Bänder gleiten mir, durch die zitternden Finger, aber schließlich gelingt es mir sie aufzubinden. Hastig ziehe ich mir das

parfümierte Kleidungsstück über: Es sitzt wie angegossen. Die schlanke Gestalt der Baronesse passt genauso perfekt in meine Jagdkluft. Ich behalte nur mein Seilfeuerzeug und Mamas kleines Medaillon, die ich in die für einen Kamm vorgesehene Tasche des Hemdes stecke.

Als Nächstes ziehe ich der Leiche den Siegelring mit dem Wappen derer von Gastefriche vom Finger – ein Wappen, auf dem eine Amsel mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen ist – und stecke ihn mir selbst an.

Um die Täuschung perfekt zu machen, werfe ich meinen Filzhut in eine Ecke und lasse mir die halblangen Haare zu beiden Seiten auf die Schultern fallen. Dann halte ich das Taschenmesser über das Gesicht der Toten und steche immer und immer wieder darauf ein. Dabei muss ich die Augen schließen, um nicht mit anzusehen, wie sich das zarte Antlitz, das mein Bruder gezeichnet hat, in einen formlosen Brei verwandelt.

Als letztes Detail dieser makabren Inszenierung steche ich der Baronesse mit einer ihrer eigenen Haarnadeln in die Arme, um so die Wunden des Blutzehnten zu simulieren, dann öffne ich ihr die reglose Hand, um ihr das bluttriefende Messer hineinzudrücken.

Schwer atmend erhebe ich mich, mir ist übel von dem Gemetzel, das ich gerade angerichtet habe.

Mein Blick fällt auf den Spiegel des Frisiertischs. Meine Augen sind nur noch wie zwei bodenlose Brunnen. Mein offenes Haar ähnelt einem metallenen Helm, der mein fassungloses Gesicht umrahmt. Unter dem Stoff des Kleides hebt und senkt sich meine Brust in einem abgehackten Rhythmus, erschüttert von panischen Schluchzern und hysterischem Lachen. Ja, ich lache. Ich lache nervös und wie irr-

sinnig, ohne etwas dagegen tun zu können. Ich lache darüber, mich so als adliges Fräulein verkleidet zu sehen. Was für eine unheilverkündende Maskerade! Was für eine groteske Farce!

In diesem Moment hebt ein winterlich eisiger Luftzug die Balkongardinen an, lässt sämtliche Kerzen im Leuchter verlöschen und peitscht über meine Wangen wie eine frostige Ohrfeige.

Das wahnsinnige Lachen bleibt mir im Hals stecken.

Ich drehe mich langsam um.

Ein Schatten zeichnet sich vor dem Fenster ab, eine hochgewachsene menschliche Gestalt, deren Umriss sich verschwommen vor der Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht abhebt.

Der Vampir.

Ich muss ihn nicht genau sehen, um zu wissen, dass er es ist.

Selbst wenn ich mich noch nie in der Gegenwart eines lebenden Toten aufgehalten, sondern einfach nur über sie in Büchern gelesen habe, schreit jede Faser meines Körpers, dass ich in diesem Moment einem von ihnen gegenüberstehe. Die Kälte ist das Erkennungszeichen der Finsternis, sie ist Widerschein der Eiszeit, die mit der Ankunft der Herren der Nacht Einzug gehalten hat.

Dieser hier hat kaum ein paar Minuten seit dem Glockenläuten gebraucht, um herauszufinden, dass zwei Aufständische dem Massaker in der Apotheke entkommen sind, und dann auf den Hügel zu steigen, den zu erklimmen mein Bruder und ich über eine Viertelstunde gebraucht haben. Was die Art und Weise angeht, wie er sich über die glatte Wand wie eine Eidechse zum Balkon hinaufgezogen hat – darüber will ich lieber gar nicht nachdenken.

»Dieser ... dieser Junge und das Mädchen ...«, stottere

ich und zeige auf die Leichen von Bastien und Diane. »Das sind Mörder, die hergekommen sind, um uns die Kehle aufzuschlitzen.«

Ich bin wie der Fasan, den ich heute Morgen erlegt habe, wenige Sekunden bevor meine Steinschleuder ihn getötet hat; ich bin wie der Hase, der mir in der letzten Woche in die Falle gegangen ist, in dem Moment, in dem meine Schlinge sich um seinen Hals zugezogen hat.

»Ich war gerade dabei, mich für die Nacht fertig zu machen, als diese Mörder hier aufgetaucht sind«, erkläre ich und führe eine zitternde Hand an mein Haar. »Mein Vater hat sie in einem harten Kampf überwältigen können und dabei sein eigenes Leben geopfert. Das Blut auf meinem Kleid, es ist ... es ist seins.«

»Und seine Majestät wird ihm dafür dankbar sein, Mademoiselle.«

Die Stimme des Geschöpfes ist ruhig und tief, wohlklingend, und dennoch stellen sich mir bei ihrem Klang sämtliche Härchen auf.

Ich ziehe nervös an den Ärmeln des Hauskleides, um sicherzustellen, dass sie meine Armbeugen gut verdecken, in denen die wiederholten Aderlässe ihre bläulich roten Male hinterlassen haben.

»Diese Elenden waren gefährliche Aufständische«, erklärt der Vampir und nähert sich mir behutsam. »So gefährlich, dass ich mich von Clermont persönlich hierher begeben habe, nachdem ich den Brief Eures verstorbenen Vaters gelesen hatte. Sie haben einen Inquisitor und drei Dragoner überwältigt, bevor sie in Euer Zuhause eingedrungen sind und hier diese Verwüstung angerichtet haben. Aber diese Abtrünnigen werden künftig niemandem mehr schaden.«

Eine bleiche Hand mit langen, grazilen Fingern streckt sich mir aus dem Schatten entgegen, umgeben von einem Ärmel aus feinsten Seide.

Die marmorweiße Hand scheint mich dazu einzuladen, sie mit meiner eigenen zu ergreifen.

Als ich schließlich die zitternden Finger hineinlege, habe ich den Eindruck, die eisige Oberfläche einer Statue zu berühren. Das schwache Mondlicht dringt durch die Vorhänge und fällt auf den Siegelring, den ich Diane gestohlen habe und der nun golden an meinem Ringfinger glänzt.

»Ihr seid die einzige Tochter des Barons, nicht wahr?«, fragt mich der Vampir.

Ich nicke, meine Kehle ist wie zugeschnürt, sodass ich nicht einmal das kleinste Wort herausbringe. Mein Plan geht auf. Der Besucher ist derjenigen, deren Identität ich mir angeeignet habe, nie zuvor begegnet. Meinen Geruch einer gewöhnlichen Nichtadeligen scheint das Parfum zu überdecken, das an dem Kleid haftet. Doch es würde schon genügen, dass das Wesen sich umdreht und sich im Zimmer umsieht, um über dem Kamin das Porträt zu entdecken, das ganz eindeutig nicht mich zeigt. Hätte ich in diesem Fall die Chuzpe zu behaupten, dass es sich dabei um eine Verwandte handelt? Wäre er neugierig genug, um daraufhin den geschändeten Leichnam zu untersuchen, um an ihm irgendeine Ähnlichkeit mit dem Bild zu entdecken?

Für den Moment scheint seine gesamte Aufmerksamkeit nur auf mich gerichtet zu sein.

»Ich fürchte, Ihr seid jetzt eine Waise, Mademoiselle ... Mademoiselle ...?«

»Diane.« Ich atme aus.

Dies ist also die letzte Tarnung, die ich mir noch von mei-

